

**LENA
GORELIK**

PANTHEON

**„Sie können
aber gut
Deutsch!“**

Warum ich nicht mehr
dankbar sein will,
dass ich hier leben darf,
und Toleranz nicht weiterhilft

/ WM2 (PJ A . (

5QKDOMYHTbHLFKQIU

9 FAI PJ D

. H 8KMO KMO & KABM9 ; MPI ABNBN) P?E H OAB; IC HHH
2 WHBH BMHJ ABJ OFM

Deutschland 2.0 - Ein Kapitel, in dem das Wörtchen
»eigentlich« häufiger auftaucht, als mir recht ist

Name gesucht

Was man so sieht, was man so hört

Das Land der guten und der schlechten Ausländer

Etwas, das nicht existiert, kann nicht versagen - Die
Integrationspolitik in Deutschland

»Ich kenne da einen Ausländer, der ...« - Die Rolle der
Vorzeigebürger

»Ich spreche Deutsch, aber nicht sehr gut« - Probleme
(mit) der deutschen Sprache

Das ungeplante Kapitel

Worst Case: Die Muslime

Was Angst macht

Zu Besuch bei einer Integrationsverweigerin

Ein Plädoyer gegen all diejenigen, die etwas tun möchten
— für all diejenigen, die tun

Was nun?

Deutschland morgen: Ohne Integration

, KL, RM, DEO

4 IQ ARTZ RTV

RGHT B DTWP GIHUU1 WFK IP 5GHDDOOLP
8 i OHP HT OQGHQ Z ITG

Irgendwann hatte ich einfach keine Lust mehr. Ich hatte das Gefühl schon des Öfteren gehabt, mich dann im Stillen geärgert, bei Freunden darüber geklagt, mich lustig gemacht, den Gedanken sogar bei Lesungen höflich ausgeführt, mich aber dennoch niemals deutlich gewehrt. Es war nach einer Lesung, ich las aus meinem vorletzten Roman an der Fachoberschule einer mittelgroßen deutschen Stadt, in deren Schülerschaft »es so viele Russischstämmige gibt, so viele Probleme, die bleiben ja alle unter sich, können nicht gut Deutsch« – wie mir fast jeder anwesende Lehrer einzeln versichert hatte. Die Lesung war gut gelaufen, die Leute hatten gelacht, geklatscht und Fragen gestellt, und später, als dann die Journalistin fragte, so, wie die meisten Journalisten fragen, da hatte ich dann plötzlich keine Lust mehr und fragte zurück. Die Lehrerin, die mich am Bahnhof abholte, hatte berichtet, dass sich die problematischen Russischstämmigen mehr für Fußball als für Literatur interessierten, immerhin spiele der FC Bayern heute im Halbfinale der Champions League, dabei war der Saal später so proppenvoll, dass manche auf dem Fensterbrett sitzen mussten. Keiner von ihnen sprach richtig Russisch, keiner jener, die angeblich immer unter sich bleiben, die nicht gut Deutsch können. Noch nicht einmal die kyrillischen Buchstaben konnten sie lesen, wie sich herausstellte, als ich Bücher auf Russisch signieren wollte, weil ich meinte, denjenigen, die also gerne unter sich bleiben und kein Deutsch können, damit eine Freude zu

machen. Sie waren nett, aufgeschlossen, literaturinteressiert und sprachen akzentfrei Deutsch.

Und hier sei mir ein kurzer Einschub erlaubt: Ursprünglich wollte ich an dieser Stelle – mögliche Vorwürfe der Naivität vorwegnehmend – darauf hinweisen, dass auch ich mit den besonders hohen Kriminalitäts- und Arbeitslosenzahlen, den niedrigen Bildungsgraden unter russisch-stämmigen Aussiedlern vertraut bin. Schließlich lese ich Zeitung, sehe die 7; DBNPE; P, verfolge den Prozess um den Mord an Marwa al-Schirbini, der jungen Ägypterin, die von einem Russlanddeutschen getötet wurde. Bei der Suche nach Statistiken und Studien, die dieses (vielleicht medienverschuldete, mit Sicherheit aber vorurteilsvolle) Bild bestätigten, stellte ich fest, dass es mit der Wirklichkeit wenig gemein hat. Vermutungen, der Anstieg der Tatverdächtigen unter deutschen Jugendlichen, Heranwachsenden und Jungerwachsenen sei auf die höhere Kriminalitätsrate von Spätaussiedlern zurückzuführen, werden durch Auswertungen polizeilicher Daten nicht bestätigt. Erwachsene Russlanddeutsche verfügen öfter über eine akademische Ausbildung als Deutsche. Und der Prozentsatz der erwerbstätigen Aussiedler liegt zwar knapp unter dem der Deutschen, ist aber immer noch hoch im Vergleich zu anderen Migrantengruppen. Aber das nur so zwischendrin.

Nachdem ich also signiert hatte, bat eine junge Redakteurin einer mittelgroßen deutschen Zeitung um ein Interview. Sie schien nicht älter als die Schüler zu sein, Praktikantin, Volontärin vielleicht, eine »echte« Deutsche.

Ihre erste Frage lautete: »Was sind die größten Vorurteile, die die Russen gegenüber den Deutschen haben?«

Ihre zweite Frage lautete: »Was sind die größten Vorurteile, die die Deutschen gegenüber den Russen haben?«

Sie sagte »die Russen« und »die Deutschen«, beide Male.

Sie fragte: »Fühlen Sie sich hin- und hergerissen zwischen Ihrer russischen und Ihrer deutschen Mentalität?«

Sie fragte: »Wie fühlen Sie sich, eher deutsch oder russisch? Vielleicht sogar ein bisschen jüdisch?«

Ich fragte mich im Stillen, ob sie Prozentzahlen hören wollte, als sei meine Mentalität als Tortendiagramm darstellbar, das später als Abbildung in der Zeitung auftauchen könnte mit der Unterschrift »Lena Goreliks Mentalität. Weiß - russisch, schwarz - deutsch, grau - jüdisch«. Während ich ihr höflich erläuterte, dies sei eine Frage, die NB mir, aber niemals FE mir stellte, im Prinzip hielt ich mich für eine gute Mischung.

Sie fragte: »Aber können Sie denn sagen, zu wieviel Prozent diese Mischung deutsch und zu wieviel Prozent sie russisch ist?«

Dann fragte sie noch: »Und wie oft fahren Sie so nachhause?«

Das war der Moment, in dem ich wirklich keine Lust mehr hatte, keine Lust mehr zu antworten.

»Welches Zuhause? Mein Zuhause ist München, ich mache mich in einer Viertelstunde auf den Weg dorthin«, so, wie ich immer wieder auf diese Art von Fragen geantwortet hatte, bei Interviews, bei Lesungen, bei Podiumsdiskussionen; keine Lust mehr zu wissen, wie die nächste Frage lauten würde, keine Lust auf einen erneuten Artikel über die russischstämmige Autorin, die sich tatsächlich so gut integriert hat, dass sie Bücher auf Deutsch schreibt, einfach keine Lust mehr, weshalb ich sie fragte: »Haben Sie keine einzige originelle Frage an mich als Autorin?« Und als sie mich verdutzt anstarrte und nicht weiterwusste und somit keine Fragen mehr zu haben schien, die über das übliche »Ich befrage mal eine Integrierte«-Interview hinausreichten, da stand ich einfach auf und ging, um nachhause, nach München zu fahren, und das tat wirklich gut.

Weshalb ich das erzähle? Weil ich kurz vorwarnen möchte. All diese Fragen wird dieses Buch nämlich nicht beantworten, nicht diskutieren.

Nicht die Frage nach unserer Zugehörigkeit und Heimat in Prozentzahlen.

Nicht die Frage: »Warum tragen nicht alle Musliminnen ein Kopftuch?«

Auch nicht die: »Warum sprechen nicht alle Muslime türkisch?«

Und ebenfalls nicht die: »Bleibt ihr für immer? Wann geht ihr wieder nachhause?«

Und schon gar nicht die: »Sie können aber gut Deutsch. Wie kommt das denn?«, als sei das ein absoluter Ausnahmefall.

Auch mögliche Integrationsansätze, neue Migrationstheorien oder ähnlich lebensferne Fasseien kommen in diesem Buch nicht vor. Man könnte sagen, es ist gewissermaßen ein Buch nicht über Integration.

Es ist ein Buch über Menschen. Über all die Menschen, die in diesem Land leben, es in irgendeiner Weise beeinflussen, bereichern, verwirren, es letztendlich zu dem machen, was es ist.

Denn, nachdem wir mehrere Jahrzehnte zu spät entdeckt haben, dass wir doch schon ziemlich lange ein Einwanderungsland sind und die Debatte (denn wir Deutschen lieben Debatten!) darüber, was das bedeutet, irgendwie verpasst haben und nun schwer damit beschäftigt sind, »in unserer Mitte angekommene türkischstämmige Mitbürger« in Polit-Talkshows und zu Integrationsbündnissen einzuladen, damit sie uns endlich einmal sagen, wie sie und ihresgleichen sich in unsere nicht definierte und wahrscheinlich auch nicht definierbare deutsche Gesellschaft integrieren können, haben wir vergessen, dass wir dabei vor allem über Menschen sprechen. »Über« im Sinne von »von«, aber auch im Sinne von »über sie hinweg«. Es sind nämlich nicht Probleme hier

angekommen, sondern Menschen. Sie sind nicht hierhergekommen, um uns etwas wegzunehmen, nicht, um unser Land zu übernehmen. Sie sind hierhergekommen, weil sie - aus sehr unterschiedlichen, sehr vielfältigen Gründen - sich dazu entschlossen haben, hier zu leben. Bestimmt haben sie auch Probleme mitgebracht - das will ich nicht leugnen -, denn blauäugig bin ich, in der russischen Infrastruktur Deutschlands aufgewachsen, wahrlich nicht. Genauso haben sie aber ihre Geschichten, Vergangenheiten, Vorlieben, Einstellungen, Gedanken, Interessen, auch Ideen mitgebracht. Sie danach zu fragen, ihnen zuzuhören, das haben wir zwischen all den Podiumsdiskussionen, Gesetzesentwürfen und Integrationstrainings vergessen. Dabei lässt sich viel einfacher zusammenleben, zusammen gestalten, ja vielleicht sogar mal zusammen lachen, wenn man mit Menschen zusammenlebt - und nicht mit »Ausländern«, »Migranten«, »Zuwanderern«, »Menschen mit Migrationshintergrund«, »fremdländischen Mitbürgern«, »Bürgern mit anderer ethnischer Herkunft« oder »eingebürgerten Zugewanderten«. So häufig haben wir nach politisch korrekten Begriffen füreinander gesucht, dass wir ganz vergessen haben, miteinander zu reden.

Ich sage »Wir«, wenn ich über diejenigen spreche, die nicht mehr gefragt werden wollen, wann sie nachhause gehen. Ich sage »Wir«, wenn ich diejenigen beschreibe, die diese Fragen stellen. Auch dann spreche ich von »Wir«, wenn ich mich über Menschen aufrege, die seit Jahrzehnten hier leben und kein Wort Deutsch sprechen. Oder mich über diejenigen freue, die sich beklagen werden, dieses Buch sei total unnötig, denn natürlich sind wir längst ein »Wir«.

Tatsache ist, wir sind zu spät dran. Zu spät dran mit unseren Diskussionen, unseren Debatten, unseren Gestaltungsideen. Das, worüber wir reden, wenn wir überlegen, wie man es in Zukunft gestalten könnte, ist

nämlich längst Realität und beinahe schon langweiliger Alltag: eine Gesellschaft, die nicht mehr nur aus Menschen besteht, die seit Generationen hier leben und deren Muttersprache selbstverständlich das Deutsche ist. Zu der pfälzisch sprechende Japaner genauso gehört wie seine in Ostberlin geborene Kollegin, dem auch das Grundschulkind, das zwar hier geboren wurde, aber bei der Einschulung nur Türkisch versteht, zuzurechnen ist, genauso wie der Ur-Münchener, der von einem Job an einer amerikanischen Universität träumt. Von der die FDP wählende Unternehmensberaterin, deren Eltern als Gastarbeiter nach Deutschland kamen, ebenso ein Teil ist wie Ulf Mayer aus Untertürkheim, der von Hartz IV lebt, weil er sich zu gut für einen Mini-Job ist, und auch ich und Sie. Eine Gesellschaft, die heterogen - und deshalb so spannend, deshalb aber auch eine Herausforderung ist.

Zu spät dran sind wir auch mit unseren Ängsten. Mit Ängsten, die so manch einer - in den letzten Jahren tat sich da ein gewisser Thilo Sarrazin besonders hervor - geschickt zu schüren weiß, die irgendwo in jeder Gesellschaft, vielleicht sogar in jedem von uns schlummern und uns so vereinnahmen können, dass wir in der Angst vor dem, was auf uns zukommen könnte - nämlich dass Ausländer (in dieser letzten, traurigen Debatte Ausländer = Muslime) Deutschland abschaffen könnten -, ganz vergessen, die Realität zu sehen. Und die sieht folgendermaßen aus: Wir leben längst in einer ethnisch gemischten Gesellschaft. Wir leben längst in einer Gesellschaft, in der Menschen unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlicher Glaubensrichtungen und Ansichten, Lebenseinstellungen und Zukunftsvorstellungen miteinander nicht zurechtkommen müssen, sondern bereits seit Jahren, wenn nicht gar Jahrzehnten zurechtkommen. Meistens sehr gut sogar, und selbst wenn es an manchen Stellen hapert - eine stabile Gesellschaft wie Deutschland muss solche Schwierigkeiten auffangen können.

Schauen wir doch mal auf die Kinder, unsere Zukunft. Fast jedes dritte Kind, das hierzulande aufwächst, hat einen Migrationshintergrund, so das Statistische Bundesamt. Diejenigen, die ihn nicht mitbringen, versuchen bereits in der Schulzeit ins Ausland zu gehen, weil ihnen genau das fehlt: die Erfahrung, andere Kulturen kennenzulernen, zu schätzen, zu leben. Diese Generation ist nicht nur ein Wir, für sie ist dieses Wir selbstverständlich. Das ist eine wertfreie Beobachtung, eine Tatsache, keine Ideologie. Dieses Wir ist nicht naiv-verklärt schön, nicht einfach nur Multikulti, schon gar nicht ist es unproblematisch. Bunt, vielfältig, spannend ist es aber auf jeden Fall.

Nicht wertfrei hingegen ist folgender Appell: Es ist an der Zeit, dass wir dieses Wir genießen. Nicht nur damit zurechtkommen, uns im Nebeneinander einrichten, ein Zusammenleben ermöglichen, sondern das Wir genießen, uns daran erfreuen, es auskosten, es ausnutzen. Beginnen, davon zu profitieren, um dieses Land besser, spannender, erfolgreicher zu machen. Dazu müssen wir aber das Wir kennen, müssen einander kennenlernen, einander zuhören. Wir müssen miteinander reden.

Als ich aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland kam, ein Kind ohne Deutschkenntnisse, aber mit vielen Erwartungen an den paradiesischen Westen, schien das Land, das mein neues Zuhause werden sollte, in erster Linie bunt. Alles schien bunt, die Obstauslagen der Supermärkte, die Blumenwiesen im Stadtpark, die Menschen auf den Straßen in den bunten Kleidern. Am buntesten war der Schulhof: leuchtende pinkfarbene und neongelbe Fahrradhelme, mit unzähligen farbenfrohen Bildern beklebte Schulranzen, gestreifte, gepunktete, blumenverzierte T-Shirts über in der Sonne schimmernden schwarzen Leggings.

Dazwischen stand ich, meist verkroch ich mich in eine Ecke, drückte mich am Zaun herum, um die anderen nicht merken zu lassen, was mich so offensichtlich schmerzte:

dass ich nicht dazugehörte. Ich passte nicht in das bunte Gewimmel. Ich trug zwar meine nagelneue Jeans und meinen maßgeschneiderten hellgrünen Parka, beides aus der Sowjetunion importiert, aber ich war nicht bunt genug. Die Jeans hatte ich eine Woche vor unserer Ausreise aus Russland von meiner Großmutter geschenkt bekommen, sie hatte lange dafür gespart. Den Parka, ein damals neurussisches Modewort aus der) PMA; -Zeitschrift, die Anfang der Neunziger in der Sowjetunion unter der Hand vertrieben wurde, hatten meine Eltern für mich nach Maß anfertigen lassen, weil die Auslagen in den russischen Geschäften leer waren und das Kind etwas zum Anziehen brauchte, etwas für Deutschland. Ich drückte mich am Zaun herum, knabberte an meinem Pausenbrot (meine Mutter gab es mir in einer Plastiktüte und nicht in einer bunten Brotdose mit) und übte meine deutschen Sätze. Die Sätze bastelte ich abends mithilfe eines Wörterbuchs und meines Bruders, der die Sprache schon ein wenig beherrschte, nicht immer grammatikalisch korrekt zusammen:

»Ich spreche Deutsch, aber nicht sehr gut.«

»Ich möchte mit deutschen Kindern Freundschaft halten.«

Manche schnappte ich auch auf, ohne ihre Bedeutung zu verstehen. Mein Lieblingswort war »meinetwegen«, ich wusste nicht, ob es »Ja« oder »Nein« bedeutete, aber ich mochte den Klang und beantwortete fast jede Frage damit.

Im Klassenzimmer war auch alles bunt. Die Schulhefte hatten bunte Umschläge, und nachdem ich herausgefunden hatte, dass dahinter ein System steckte, wurde mein Leben einfacher. Mathematik erkannte ich an den Zahlen, Musik an den Noten, aber die anderen Fächer hielt ich an den Farben auseinander. Gelb war montags und mittwochs, Grün dienstags, mittwochs, donnerstags und hatte wohl etwas mit Geographie zu tun, es kamen immer wieder Städtenamen vor. Wenn wir das Klassenzimmer wechselten,

lief ich wie ein willenloses Schaf der Herde hinterher; für den Religionsunterricht teilte sich die Klasse in Evangelisch und Katholisch auf, ich, die Jüdin, machte mal bei den einen, mal bei den anderen mit. Ich war elf Jahre alt und vor drei Wochen in Deutschland angekommen.

»Sie äußert sich mündlich nicht und antwortet nur nach ausdrücklicher Aufforderung«, würde zwei Monate später in meinem Schulzeugnis stehen, aber die Lehrerin, die das tippte (und sich beim Vor- und Nachnamen meines Vaters jeweils vertippte), nahm mich kaum wahr. Die anderen Kinder fanden mich sonderbar, sie hatten anfangs versucht, sich mit mir zu unterhalten, und es aufgegeben, nachdem ich mehrmals »Was, was?« und »Ich verstehe nicht« geantwortet hatte. Einmal hatte mich ein Mädchen gefragt, ob ich Geschwister hätte, ich sagte: »Ja, ich habe Bruder« und ärgerte mich den ganzen Nachmittag darüber, dass ich das Wörtchen »einen« vergessen hatte. Ich machte den Deutschfehler dafür verantwortlich, dass sie mich nie wieder ansprach. Die Kinder fanden mich sonderbar, schlimmer aber waren die Lehrer, die mich der Einfachheit halber ignorierten. Sie stellten Fragen an die gesamte Klasse, verteilten an die anderen Kinder Arbeitsblätter, ließen sie vorlesen, während ich zwischen jenen saß, an die sich dieser Unterricht richtete, und mich nach Russland zurückwünschte.

Sechs Sommerferienwochen, 42 auswendig gelernte Sätze (ein Satz pro Tag) und einige deutsche, mit Hilfe des Wörterbuchs entzifferte Kinderbücher später stand ich wieder auf dem bunten Schulhof, um die vierte Klasse zu wiederholen. Ich hatte mich an Deutschlands Farbenprächtigkeit gewöhnt. Ich trug nun auch eine Leggings. Ich hatte sogar eine rote Brotdose im Schulranzen. Und panische Angst. Ich drückte mich am Zaun herum, ich zählte die Minuten bis zum Schulende, so, wie ich die Tage der Sommerferien gezählt hatte, in der Hoffnung, sie würden niemals zu Ende gehen. Der

Minutenzeiger auf meiner neuen, aufklappbaren Super-Mario-Uhr bewegte sich wie im Schneckentempo.

Ich war in eine neue Klasse gekommen und hatte einen neuen Klassenlehrer. Der neue Klassenlehrer sprach ausschließlich Schwäbisch. Wenn ich mich konzentrierte, verstand ich ungefähr die Hälfte von dem, was er sagte.

In der ersten Pause kam er an meinen Tisch. Er sprach mit mir. Er fragte. Einfache Dinge, die ich verstand. Woher ich komme. Ob ich Geschwister habe. (»Ich habe einen Bruder«, antwortete ich.) Was ich gerne mache. »Lesen«, sagte ich und fügte »Buch« hinzu, für den Fall, dass er mich nicht verstand. Er fragte mich nach Sankt Petersburg; ich berichtete stolz, wie schön die Stadt sei. Er fragte mich, ob ich vielleicht eine Geschichte über Sankt Petersburg schreiben wollte. Ein Abenteuer, eine Liebesgeschichte, irgendwas. Ich nickte, an meinen schriftstellerischen und Deutsch-Fähigkeiten zweifelnd. Ich nickte damals meistens, wenn ich unsicher war. Zuhause begann ich zu schreiben. Ich hatte mir von meinem Taschengeld ein nagelneues Heft gekauft, Wörterbücher bereitgelegt und schrieb meine erste Geschichte. Am nächsten Tag brachte mir mein neuer Klassenlehrer Fotos von Sankt Petersburg mit, die zur Bebilderung meiner Geschichte dienen sollten: die Eremitage, die Newa bei Nacht, der Palast von Peterhof ... Ich nannte die Geschichte 2 Bfj B QBFUbj 3 V?EÖB.

2 Bfj B QBFUbj 3 V?EÖB, so heißt auch mein erster Roman, der 2004 erschien und in dem ich zum Teil auch diese Erfahrungen beschrieben habe. Während des Schreibprozesses machte ich mir wie wohl jeder Autor Sorgen um meine schriftstellerischen Fähigkeiten, nicht aber um mein Deutsch. Irgendwann zwischen den ersten und den zweiten 9 BFUbj 3 V?EÖbj war Deutsch zu meiner Sprache geworden.

Kurz vor Veröffentlichung meines ersten Romans erstellte ich eine Liste, auf die ich die Namen meiner Familie und meiner Freunde schrieb, manche wieder verwarf, um sie

durch andere zu ersetzen. Stolz verteilte ich an sie die Freixemplare meines Buchs, die man als Autor von seinem Verlag gestellt bekommt. Undurchgestrichen, weil unangefochten blieb auf dieser Liste der Name meines damaligen Grundschulklassenlehrers, dessen Adresse ich im Telefonbuch fand.

Ich hatte ihn nie vergessen, weil er auf mich zugegangen war. Seine Schritte waren vielleicht nicht gerade innovativ, vielleicht kaum merklich gewesen. Für mich bedeuteten sie die Welt. Für mich waren sie ein Zeichen, dass ich erwünscht war in diesem Land. Eine Frage hier und da. Ein aufmunterndes Lächeln zwischendrin. Anerkennung für jeden noch so kleinen Fortschritt, für jedes »meinetwegen«, für jede Wortmeldung, für jeden Deutschfehler weniger. Vor allem aber ein ehrliches Interesse an mir, an der kleinen, elfjährigen Person aus Russland. Kein verallgemeinertes Interesse an der Integration einer »ausländischen Mitbürgerin« (das vorangestellte kurze »Mit« kam sogar mir mit meinen mangelnden Deutschkenntnissen als Abstufung, als Ausgrenzung vor). Kein ausgeprägtes Helfersyndrom, keine mitleidige Hilfe von oben herab, die in mir das Gefühl der Schuldigkeit und einer nicht wiedergutzumachenden Dankbarkeit hinterließ, die mich erdrückte. Keine Erwartung, ich möge doch bitte möglichst schnell deutsch werden. Sondern ein Interesse und eine Einladung, unaufdringlich und deshalb so herzlich. Die einfachste Bitte von allen, nämlich die, meine Geschichte zu erzählen.

Plötzlich war ich nicht mehr das problematische Ausländerkind mit zu schlechten Deutschkenntnissen, ich war ein kleiner Mensch, dessen Geschichte interessierte. Ich bemühte mich gerne, diese zu erzählen, in einem möglichst fehlerfreien Deutsch.

Das mag auf den ersten Blick zu einfach klingen. Aber so falsch kann es nicht gewesen sein, denn heute werde ich

als Integrationsbeispiel auf Podien und Diskussionsrunden vorgeführt.

Dass das Zuhören übrigens eine zweiseitige Angelegenheit ist, versteht sich von selbst. Wer in Deutschland leben will, muss Deutschlands Geschichte kennen. Muss den Menschen hier zuhören wollen und dafür die Sprache lernen. Aber das versteht sich, wie gesagt, von selbst.

Und dann? Wenn wir gelernt haben, einander zuzuhören? Einander wahrzunehmen, das Land miteinander zu teilen – als Menschen statt als Fremde, Eindringlinge, die sich gegenseitig etwas wegnehmen wollen? Der ultimative Traum sozusagen? Nun, der ist eigentlich ganz einfach. Dann schmeißt jeder, der dieses Buch gerade in den Händen hält, es einfach in den Mülleimer. Weil man es nicht mehr braucht, weil es irrelevant geworden ist, so wie man alte Mathebücher entsorgt, wenn man das Einmaleins schon beherrscht. Ich wünsche mir beim Schreiben, dass dieses Buch überflüssig sein wird, weil so klar, so selbstverständlich ist, dass wir Wir sind.

3 HWWUFKODQG -),

4 IQ 6 DSIHQ IQ GHP GDUB hTfKHQ f HIJ HQVfK
KgWbJ HT DWVDWFKV DOUP IT THFKVILV

Lange bevor ich Deutsch konnte, hatte ich Schwäbisch gelernt. Ich war überzeugt davon, dass Weckle Weckle heißen, Fleischküchle Fleischküchle und Kehrwoche ein feststehender bundesdeutscher Begriff ist, der zu Deutschlands - in meinen Augen oft sonderbaren - Ritualen ebenso dazugehört wie 7; KMSchauen am Sonntagabend. Ich lernte nicht nur Schwäbisch, ich lernte Schwäbischland kennen. Ich war zudem ein Besserwisserkind und dabei, mich in diesem Land - das ich mit der schwäbischen Kleinstadt, in der meine Familie zufällig gelandet war, gerne verwechselte - zurechtzufinden und zu behaupten. Und gleichzeitig so zu tun, als wüsste ich bereits Bescheid. Über Deutschland an sich. Also erklärte ich meinen Eltern, während ich ihnen Teile der 7; DBNPE; P ins Russische übersetzte - Kinder lernen Sprachen schneller als Erwachsene -, welche Wörter die 7; DBNPE; P-Sprecher meiner Meinung nach falsch aussprachen. »Das hätte«, fügte ich zum Beispiel unnötigerweise hinzu, während ich etwas zum Doppelbesteuerungsabkommen zwischen Deutschland und Bolivien übersetzte, »die hä'n b'schlossa« statt »es wurde beschlossen« heißen müssen.« Fragten meine Eltern nach, was ein Doppelbesteuerungsabkommen sei, belehrte ich sie, den politischen Inhalt mit meinen elf Jahren und dem Problem im Kopf, morgen möglicherweise eine zu russische Jacke in die Schule anziehen zu müssen, nicht nur nicht verstehend, sondern auch nicht besonders

spannend findend: »Das weiß doch jeder, lernt doch Deutsch! Das lässt sich auf Russisch nicht erklären!«

Wir, meine Großmutter, meine Eltern und ich saßen zu viert in unserem Asylantenwohnheimzimmer vor dem Sperrmüll-Fernseher gedrängt auf braunen Stahlhochbetten. Das Asylantenwohnheim, ebenfalls braune Holzbaracken hinter Stacheldraht, ein Zuhause, für das ich mich bis auf die Knochen schämte.

Später lernte ich, dass Weckle auch Schrippen heißen können, oder schlimmer noch Semmeln, und kriegte mich vor Lachen nicht mehr ein. Noch später fuhr ich nach Hamburg, wo Backsteinbauten statt Fachwerkhäusle standen, die Menschen sich mit »Moin« begrüßten und auf mein »Grüß Gott« mit einem »Mache ich, wenn ich ihn sehe« reagierten, und fühlte mich, als sei ich im Ausland gelandet, unsicher und fremd. So lernte ich Deutschland nach und nach kennen, das mit meinem neuen schwäbischen Zuhause häufig erstaunlich wenig gemein hatte.

Zu einer Zeit, als ich Deutschland bereits zu kennen meinte, mein Russisch längst schlechter war als mein Hochdeutsch und ich den schwäbischen Dialekt bereits bewusst abzulegen begann, um weltkundiger zu wirken – ich wollte immerhin Journalistin werden –, nahm mich mein damaliger Freund und späterer Ehemann in seine Heimat mit, an die schleswig-holsteinische Ostseeküste. Als wir ankamen – ich war sehr aufgeregt, zum ersten Mal sollte ich das deutsche Meer sehen, das früher mein russisches Meer gewesen war, die Ostsee –, trafen wir einen Nachbarn der Familie. Mein zukünftiger Mann sprach plattdeutsch angehauchtes Norddeutsch mit ihm, machte ein wenig Small Talk, ja, wir sind für ein paar Tage da, lange Anfahrt, kalter Seewind. Ich stand beeindruckt daneben und dachte mir: Ich wusste gar nicht, dass er so gut Niederländisch spricht. Ich verstand kein Wort. Es war Winter und kalt. Und später in jenem Winter fuhren wir zusammen

Langlaufski - Langlauf, weil man im Norden Deutschlands eher selten Ski fährt, wo denn auch?, und mein Freund es nie gelernt hatte - und übernachteten in einer kleinen, netten Pension irgendwo im südlichen Schwarzwald. Die Pension wurde von einer kleinen, dicklichen Frau geführt, die mich an die Großmutter aus 5 KOGVLL?EBJ erinnerte und wahnsinnig besorgt war, ob wir auch genug zu essen bekämen. Mehrmals wollte sie bei der Anreise wissen, welchen Aufschnitt und Käse wir zum Frühstück bevorzugten. Am ersten Tag in dieser Pension ging mein zukünftiger Ehemann erst einmal alleine zum Frühstück hinunter, während ich noch duschte. Kaum zehn Minuten später, ich war noch dabei, mich fertig zu machen, kam er wieder ins Zimmer gestürmt und verlangte: »Du musst runterkommen. Jetzt sofort. Sie redet permanent auf mich ein, und ich verstehe nicht, was sie von mir will!« Ich musste lachen, ich fand das süß, und ich sagte mir, welt- und vor allem deutschlandgewandt wie ich inzwischen war: Das ist die Bundesrepublik Deutschland. Das ist mein Land.

Wir leben in einem Land, das von seinen historisch bedingten regionalen Unterschieden geprägt ist wie kaum ein anderes. Seien diese nun dialektaler, kultureller, traditioneller, politischer, geschichtlicher, religiöser oder sogar kulinarischer Natur: Im Norden liebt man Grünkohl, im Süden Spätzle. Die Münchner nehmen sich für die Wiesn frei, die Kölner fiebern dem Karneval entgegen. Die Amerikaner - in ihrer großen Mehrheit zumindest - hissen am 4. Juli ihre Flaggen und werfen ihr Fleisch auf den Grill, die Franzosen - in ihrer großen Mehrheit zumindest - freuen sich auf den =;HLKLPHEMB am 14. Juli, und die Deutschen? Wie viele der 80 Millionen Einwohner wissen, welche Bedeutung der 3. Oktober für die gemeinsame Geschichte hat? Gibt es auch nur einen Brauch, den die Mehrheit der hier lebenden Menschen, wenn auch nicht die große, an diesem Tag pflegt? Und wenn nicht an diesem, dann an einem anderen? Isst man in Deutschland nun

Labskaus, grüne Soße, Kässpätzle, Käsespätzle oder Kasspatzen? Warum müssen die Menschen in Sachsen-Anhalt arbeiten, während die Glückspilze in Bayern aufgrund eines nur dort gültigen gesetzlichen Feiertags frei haben? Wie sagt man denn nun zu Brötchen? Und sind die Preußen deutscher als die Westfalen?

Wir leben in einem Land, zu dem die Vielfalt per Historie dazugehört, in einem Land, das sich nicht zuletzt durch diese zahlreichen Unterschiede wirtschaftlich, kulturell und sozial zu dem entwickelt hat, was es ist. Ein Sven aus Dänischenhagen mag mit einem Alois aus Bayrischzell ebenso wenig zu tun oder gemein haben – all die Klischees, die mit diesen Vor- und Ortsnamen einhergehen, für einen Augenblick übernommen – wie mit einer Doreen aus Meuselwitz, aber alle drei gehören zweifelsfrei zu diesem Land. Sie müssen einander nicht mögen, sie müssen auch kein Verständnis füreinander haben, ihre Zugehörigkeit zweifelt aber niemand an.

Selbiges gilt nicht nur für regional bedingte Unterschiede, sondern – wie in jedem anderen Land – auch für Menschen aus unterschiedlichen Generationen, unterschiedlichen Milieus, unterschiedlichen Vereinen sogar. Nehmen wir kurz mal an und bleiben wir dabei, dass Klischees nur für den Augenblick dieser Annahme in Ordnung sind: Prof. Dr. h.c. Arthur Schmid, benannt nach Arthur Schopenhauer, den sein Vater sehr verehrte, sitzt im selben Zug wie Uschi Müller aus Günstedt, die so heißt, weil ihre Mutter gerne Unterhaltungsserien im Fernsehen schaut, in denen Uschi Glas mitspielt. Nehmen wir mal an, auch wenn das eher unrealistisch ist, die beiden sitzen sich tatsächlich gegenüber, weil sie dieselbe (Preis-)Klasse gebucht haben. (Nehmen wir, damit es realistischer wird, an, Frau Müller hat heute ausnahmsweise nicht den Regionalexpress genommen, während Herr Prof. Dr. h.c. Schmid nicht wie sonst erster Klasse fahren konnte, weil diese ausgebucht war, und ja, auch diese Klischees lassen

wir für den Augenblick einfach so stehen.) Was haben sich die beiden zu sagen? Er, der gerade von einer internationalen Konferenz an der Sorbonne kommt und die Fahnen seiner neuen Monographie Korrektur lesen muss, und seine Sitznachbarin, die ihren Zweitgeborenen Kevin zu dessen Erzeuger bringt und hofft, dass der Ex sie am Bahnhof abholen und Windeln besorgt haben wird, so dass sie pünktlich wieder nachhause kommt, um ihre Lieblings-TV-Gerichtsshow (nur dass Uschi Müller nicht ahnt, dass es sich in dieser um Laiendarsteller handelt und nicht um »wahre Fälle«) ja nicht zu verpassen? Oder was verbindet den Berliner Hausbesetzer mit Punkfrisur und Sperrmüll-Fahrrad, der die Grünen für konservativ hält, und den Oberarzt, der sich endlich seinen Porsche geleistet hat, für den er seit seinem Studium gearbeitet hat?

Nichts, so scheint es auf den ersten Blick. Aber: Sie sind Deutschland, um einmal eine gut gemeinte, aber wenig gelungene Kampagne zu zitieren. Und das Schöne ist: Das sprechen sie sich trotz der Unterschiede, trotz des wechselseitigen Gefühls, jeweils von einem anderen Planeten zu stammen bzw. auf einem solchen zu leben, trotz der zahlreichen Vorurteile, die die einen möglicherweise sogar noch übersteigen, einander nicht ab. Die Diversität, die Heterogenität dieses Landes, die nicht in Frage gestellt wird, weil man es einfach nicht anders kennt, ist nicht zuletzt ein Merkmal Deutschlands. Die Tatsache, dass wir mit dieser Vielfalt nicht nur leben, sondern auf so vielen Ebenen von ihr profitieren, ist etwas, worauf wir stolz sein können. Weil wir uns von den vielen regionalen, kulturellen, auch religiösen Unterschieden nicht auseinandertreiben lassen, nicht feindliche Lager bilden, sondern ein großes Etwas, eine funktionierende Demokratie, eine zivilisierte Gesellschaft, eine international angesehene Wirtschaftsmacht bilden. Eine Art Dach, unter dem wir alle, so unterschiedlich wir sind, jeder auf seine eigene Weise, leben können, es auch gerne tun, dabei

einander akzeptieren und respektieren, ohne uns gegenseitig missionieren zu wollen. Die Fähigkeit zu dieser Art des Zusammenlebens, diese Vielfalt ist eine Stärke Deutschlands, und gerade sie macht dieses Land so schön. Eine Vielfalt, die von außen nicht einfach zu verstehen ist: Haben Sie schon einmal versucht, Menschen aus anderen Ländern zu erklären, warum Filme, in denen bayerischer Dialekt gesprochen wird, in Frankfurt am Main mit Untertiteln gezeigt werden müssen?

Wir in Deutschland beherrschen von Haus aus einen Umgang mit Vielfalt, von dem viele lernen könnten. Warum aber schaffen wir es dann nicht immer, diesen Umgang auch auf »die andere« Vielfalt zu übertragen? Deutschland ist schon lange mehr als Prof. Dr. h.c. Arthur Schmid und Uschi Müller. Deutschland sind all die Menschen mit den teilweise fremd klingenden Namen, die ich jetzt nicht aufzählen werde, weil es kaum etwas Platteres, Herablassenderes und Naiveres gibt, als zu sagen: Deutschland ist auch: Mohammed, Giovanni und Fatema. Denn das versteht sich (eigentlich) von selbst.

Ein Nachtrag in eigener Sache: Mehrmals habe ich diesen letzten Satz hingeschrieben. Das Wörtchen »eigentlich« - ein unwichtiges, unnötiges Füllwörtchen - wieder gelöscht, bin noch einmal in mich gegangen, habe es wieder hinzugefügt, den gesamten Satz getilgt und ohne »eigentlich« noch einmal getippt, laut vorgelesen und dann doch wieder das »eigentlich« hinzugefügt, nur um alles wieder zu löschen. Und warum? Weil sich der Satz im deutschen Sprachgebrauch ohne »eigentlich« unpassend, nicht relativierend genug anhört? Noch einmal der Versuch ohne »eigentlich«: Denn, dass Mohammed und Giovanni und Fatema zu Deutschland gehören, versteht sich von selbst. Ist das Gefühl, mein angebliches Gefühl für die deutsche Sprache, nicht nur für ihre Grammatik, sondern auch für ihren Gebrauch, das Gefühl, dass in diesem Satz etwas, nämlich das Wörtchen »eigentlich«, fehlt, nur in

meinem Kopf, mein eigenes, falsches Gefühl? Würden Sie denn, ohne zu zögern, sagen: Dass Mohammed und Giovanni und Fatema zu Deutschland gehören, versteht sich von selbst?

Zu Deutschland gehören, und jetzt könnte ich aus meiner eigenen Sicht ein »leider« einfügen, auch diejenigen, die diese Entwicklung – nämlich dass all diese Menschen mit den »komischen« oder »Wie-spricht-schreibt-man-das?«-Namen oder auch ohne, auf jeden Fall aber mit dem berühmt-berüchtigten Migrationshintergrund hier leben – nicht gutheißen. Die diese Tatsache verdächtig finden und beängstigend und falsch und vor allem höchst gefährlich. Ob ich das wiederum nun gut heiße oder nicht, auch diese Menschen gehören zu Deutschland, ja, sie sind Deutschland. Das darf ich ihnen nicht absprechen. Aber sie mir meine Zugehörigkeit bitte auch nicht.

Die Patentante meines Sohnes kommt aus Jugoslawien. Meine beste Freundin ist Russin und ihr Mann Österreicher. Der älteste Freund meines Mannes ist Schwede und seine Frau Schweizerin. Die Freundin, die am selben Tag Geburtstag hat wie er, Argentinierin. (Nein, es kommen nicht alle aus der Türkei »und anderen arabischen Ländern«, würde ich gerne hinzufügen, aber eigentlich – schon wieder eigentlich – versteht sich das von selbst.) In unserem Haus leben Amerikaner und Franzosen. Die Frauen, in die sich mein Sohn – mit sieben Monaten – zum ersten Mal und auf den ersten Blick verliebte, waren eine Griechin und eine Pakistanin. Die Mutter des Kindes, mit dem mein Sohn in der Krippe spielt, ist Engländerin.

Und ja, ich weiß: Die Menschen, mit denen man sich umgibt, die sucht man sich selbstverständlich aus.

Deshalb: Jemand, der sich Uwe und Ute und Ulf und Ulrike und (nein, nicht Uschi) Peter zu Freunden aussucht, lässt sich möglicherweise von einem albanischen Busfahrer zur Arbeit fahren, kauft seinen Kaffee vielleicht bei einem afrikanischen Bäckereiverkäufer, arbeitet womöglich mit